Die Wildpferde Oregons

Nicht allzu weit in der Zukunft, an den äußersten Rändern Oregons, dort wo die Sonne sich einst mit den Spitzen der Gräser getroffen hat, dort ist mein zu Hause. Ich galoppiere durch die staubige Landschaft, Sand spritzt von meinen Hufen, während ich auf der Suche nach Wasser viele Meilen zurücklegen muss. Jeder Schritt kostet mich meine letzte Energie. Ich versuche schwerfällig den ausgetrockneten Hang hinaufzukommen. Ich brauche Wasser. Dringend. Es kann sich nur noch um wenige Tage, vielleicht sogar Stunden handeln, bis mein Fohlen das Licht der Welt erblicken wird. Doch ich weiß jetzt schon, es wird ein hartes Leben haben und um jede Sekunde kämpfen müssen. Nichts ist mehr so wie früher. Vor vielen Jahren gab es hier noch saftige Weiden, endloses grün und frische Quellen und Bäche, die unsere Herde versorgten. Doch hiervon ist nichts mehr übriggeblieben. An heißen Sommertagen, wenn die Sonne sich in den Boden gebrannt hat, sodass die Hitze durch unsere Hufe in den gesamten Körper strömte, konnten wird damals noch unter den Schatten spendenden Bäumen Zuflucht suchen. Ich erinnere mich noch an meine Zeit als Leitstute. In der warmen Jahreszeit führte ich meine Herde über steinige Kieswege, über Bäche und durch ruhige Täler bis zu der Stelle, wo die Blätter beim kleinsten Windhauch zu rascheln beginnen, hinein in den Wald. Über Wurzeln und den weichen Boden, der das Echo unserer Hufe in einem sanften, gedämpften Ton wiedergibt. Auch im Winter suchten wir hier Schutz und waren sicher vor Schneelawinen aus den Bergen. Schnee, das wird mein Fohlen wahrscheinlich nicht mehr kennenlernen. Wir hatten die letzten Jahre immer weniger davon. Jedes Jahr wurde es immer wärmer. Mittlerweile kann ich kaum mehr zwischen verschiedenen Jahreszeiten unterscheiden. Ja, manchmal ist es wärmer, manchmal kälter, doch die meiste Zeit brennt nur die stechende Hitze in meinen Wunden und die ständige Suche nach Nahrung lässt meinen Gedanken keine Möglichkeit mehr, einen anderen Weg einzuschlagen. Die Herde hat sich schon lange gespalten. Viele Pferde sind in der Dürrezeit letzten Jahres verdurstet oder so sehr abgemagert, dass weder die Mutterstuten noch ihre Fohlen eine Chance hatten, zu überleben. Ich bin eine der wenigen, die noch hier zu finden sind. Seit fast 12 Monaten schleppe ich schon ein junges Leben mit mir durch Oregon, doch wie lange ich es ernähren kann, wird sich noch herausstellen. Bald habe ich es geschafft. Ich nehme meine letzte Kraft zusammen und setze meinen linken Vorderhuf über die Felskante. Die Wasserstelle kann nicht mehr weit sein. Ich habe seit Tagen nichts mehr gefressen oder getrunken, aber ich erinnere mich an einen kleinen Bach, der neben einem Felsvorsprung in den Bergen fließt. Ich war früher oft hier. Das Wasser ist hier am klarsten und besonders gesund für trächtige Stuten. Seit Tagen bin ich auf dem Weg hierher. Jetzt habe ich es fast geschafft. Nur noch wenige Minuten bis zur Quelle. Es ist spät geworden, der Himmel färbt sich dunkelrot und die Sonne wird bald hinter dem Horizont verschwinden. Ich beschließe, bis morgen Früh zu warten. Ich riskiere, mich auf den harten Boden zu legen, denn ich sehe weit und breit keinen Unterschlupf und meine Beine zittern bereits vor Anstrengung. Ich schlafe unruhig, schwitze, habe Schmerzen. Anscheinend meint es das Schicksal gut mit mir. Am nächsten Morgen werde ich von kräftigen Sonnenstrahlen geweckt und irgendwie schaffe ich es, noch einmal aufzustehen. Ich brauche lange für ein nicht allzu weites Stück. Doch ich konnte das Wasser schon von weitem spüren. Als ich den Bach erreiche, sehe ich jedoch nicht das, was vor Jahren noch meine ganze Herde versorgt hat, sondern eine stinkende grüne Flüssigkeit, in der mir unbekannte Gegenstände schwimmen. Vermutlich haben Menschen vor kurzem den Weg passiert. Früher hätte ich so etwas niemals angerührt, doch mein Durst ist zu stark. Langsam berühre ich die Flüssigkeit mit meinen Nüstern. Dann beginne ich zu trinken. Ich stehe mehrere Minuten ungerührt da, während das Wasser meine Kehle hinunterfließt. Plötzlich überkommen mich unglaubliche Schmerzen. Ich habe schon viele Fohlen geboren, doch es überrascht mich jedes Mal aufs Neue, welche enorme Energie mich so eine Geburt kostet. Lange Zeit liege ich da, am Boden in der Nähe des Baches und wälze mich von einer Seite auf die andere. Endlich sind zuerst kleine Hufe und schließlich zuletzt der Kopf, des kleinen Wesen zu erblicken. Ich stehe auf und will das Fohlen von der Fruchtblase befreien. Ich stupse mit meinen Nüstern sanft gegen das kleine Lebewesen. Keine Reaktion. Langsam erhöhe ich den Druck, mit dem ich es aufwecken möchte, bis ich schließlich grünen Schleim, der die Atemwege verstopft, an dem Maul des dünnen Skelettes wahrnehme. Trauer überkommt mich, als ich den leblosen Körper an den Rand der Quelle schiebe. Vor einigen Jahren habe ich noch hübsche, gesunde und kräftige Fohlen geboren, die schon in den ersten Stunden ihres Lebens energiegeladen über die endlosen Wiesen galoppierten. Dieses Fohlen konnte ich schon während der Trächtigkeit zu wenig nähren. Auch ich fühle mich wieder schlechter und muss mich hinlegen. Seit ich das Wasser getrunken habe spüre ich ein Stechen in meinem Bauch und ich schwitze extrem. Ich dachte das käme von meinem Fohlen, doch die Schmerzen sind auch jetzt noch dieselben. Ich liege nun flach am Boden, dicht neben dem toten Fohlen. Ich spüre, wie meine Atmung langsam immer schwächer wird. Ich blinzle und das letzte, was ich sehe, sind flackernde Sonnenstrahlen in meinen Augen. Plötzlich ist alles still. Die Schmerzen sind weg. Ich falle.